



eu
grants
access

science stories

Ausgabe 01 / 2023

Vom Reichtum
des Lebens im Meer

Was eine Klimaforscherin und
Meeresökologin an Plankton so
fasziniert / 3

Wo Medizin allein
nicht weiterhilft

Wenn ein Kind mit einer Variation der
biologischen Geschlechtsmerkmale
zur Welt kommt / 7

Die Kraft der Daten
und wie sich Forschung
auf die Politik auswirkt

Politik und Strategien für
den optimalen Umgang mit
Finanzinstituten und Finanzkrisen / 11

«Widening» - der vierte Pfad

Eine attraktive Option im Rahmen von
Horizon Europe / 15

ETH zürich



Universität
Zürich UZH

European Science Stories

Liebe Leser:innen



Agatha Keller, Elisabeth Stark, Sofia Karakostas und Christian Wolfrum

Was macht EU-Projekte attraktiv? Welchen Nutzen haben Wissenschaftler:innen davon, und was bringen sie der Gesellschaft? Wir freuen uns, Ihnen drei Science Stories vorzustellen, die sich sehr unterschiedlichen, gesellschaftlich relevanten Fragestellungen widmen und innerhalb von EU-Projekten gefördert werden. Alle drei Projekte wurden von EU GrantsAccess in jeder Projektphase tatkräftig unterstützt.

«Neues Wissen entsteht heute in einem solchen Tempo, dass es sich einfach nicht lohnt, allein über einem Thema zu brüten. Deshalb wirke ich so gerne in kooperativen EU-Projekten mit», sagt die passionierte Meeresökologin und Klimaforscherin Meike Vogt von der ETH Zürich.

Sie befasst sich mit der Beschreibung der biologischen Vielfalt von Plankton in Klimamodellen. Das Plankton der Weltmeere fixiert ebenso viel Kohlenstoff wie alle Bäume, Sträucher und Gräser der gesamten terrestrischen Biosphäre zusammen und spielt deshalb eine Schlüsselrolle bei der Regulierung des Klimas.

Was geschieht, wenn ein Kind mit einer Variation der biologischen Geschlechtsmerkmale zu Welt kommt? Der Kinderarzt und Bioethiker Jürg Streuli von der Universität Zürich nimmt mit zwei Doktorierenden am European Training Network INIA (Intersex – New Interdisciplinary Approaches) teil. Im Gespräch schildern er und der Doktorand Martin Gramc, ein LGBTIQ+-Aktivist aus Slowenien, was genau Intersex oder eine Variation der körperlichen Geschlechtsmerkmale (VkG) ausmacht. Sie erzählen, wie sich die Arbeit mit Betroffenen entwickelt, und machen klar: VkG ist kein medizinisches, sondern ein gesellschaftliches Problem, welches bis in die Politik reicht und mutige politische Lösungen braucht.

Steven Ongena, Professor für Bankwesen an der der Universität Zürich, ist manchmal selbst überwältigt von der Masse der Reaktionen, die seine Forschungsergebnisse in der politischen Gemeinschaft auslösen. Die Science Story über ihn bietet Einblick in ein ebenso komplexes wie praxisorientiertes Thema aus der Finanzwelt: Er erforscht – auch in einem kürzlich abgeschlossenen ERC-Advanced-Grant-Projekt – globale Fragen wie etwa, ob das wiederkehrende Phänomen von Finanzkrisen verhindert werden könnte und welche Strategien es für den optimalen Umgang mit Finanzprodukten und Innovationen braucht. Ziel ist es, entsprechende Empfehlungen für die Politik zu formulieren. Dass die Mitarbeit im Team eines ERC-Projektes einen Karrieresprung für die Wissenschaftler:innen bedeuten kann, wird in dieser Geschichte ebenfalls beispielhaft illustriert.

Wussten Sie, dass Horizon Europe neben den drei klassischen Säulen einen vierten Pfad Widening zu Forschungsgeldern bietet? Was es damit auf sich hat und warum Widening für Forschende eine attraktive Option darstellt, erfahren Sie auf der letzten Seite.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Elisabeth Stark

Christian Wolfrum

Sofia Karakostas und Agatha Keller

Prorektorin Forschung
Universität Zürich

Vizepräsident für Forschung
ETH Zürich

Co-Leiterinnen EU GrantsAccess



Vom Reichtum des Lebens im Meer

Was sie an Plankton so fasziniert, wie sie zu ihren Daten kommt und weshalb sie gerne in EU-Forschungsprojekten arbeitet. Unterwegs mit Meike Vogt, Klimaforscherin und Meeresökologin an der ETH Zürich.

Am frühen Morgen des 11. Januar 2023 steigt Meike Vogt in Basel in den Zug. Ihr Reiseziel: das europäische Forschungszentrum EMBL* in Heidelberg. Dort treffen sich an den folgenden drei Tagen 80 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ganz Europa zum Kick-off des EU-finanzierten Forschungsprojekts BIOcean5D. Hinter dem kryptischen Akronym steht das ambitionierte Vorhaben, die Biodiversität des Meeres und den menschlichen Einfluss darauf umfassend zu verstehen, zu bewerten und Vorhersagen zu machen. «Jüngste Untersuchungen mariner Ökosysteme haben unsere Unkenntnis über den Reichtum und die Funktionsweise des Meereslebens offenbart, das sich im Anthropozän schneller verändert als das terrestrische Leben», ist auf der Projektwebseite der Europäischen Kommission zu lesen. Dieser Mangel an Wissen haben den Mikrobiomforscher Peer Bork vom EMBL Heidelberg und den Meeresbiologen Colomban de Vargas von der Meeresforschungsstation Roscoff in der Bretagne veranlasst, das Projekt BIOcean5D zu initiieren und bei der Europäischen Kommission einen Finanzierungsantrag einzureichen. Über ihre Netzwerke haben die beiden Wissenschaftler Forschende aus den

Bereichen Meeresbiologie, Virologie, Zellbiologie, Zoologie, Ökologie und Ökonometrie aus elf europäischen Ländern zu einer Projektgruppe zusammengebracht, die sich an diesem 11. Januar im Konferenzsaal des EMBL Heidelberg zum ersten Mal trifft. Meike Vogt ist eine der 80 Forscherinnen und Forscher, die zum Kick-off angereist sind.

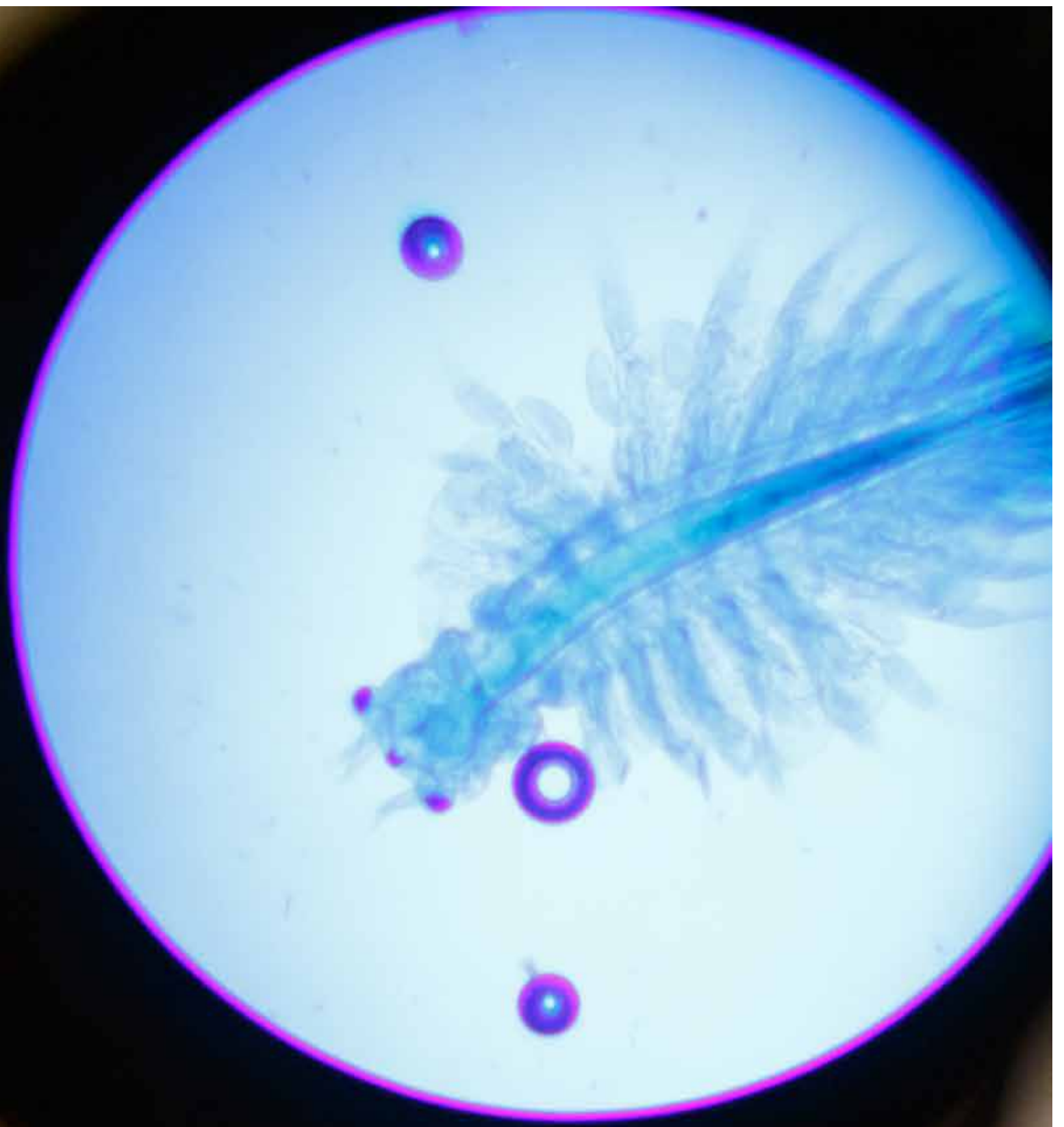
Faszination Plankton

Zur Meeresökologie ist Meike Vogt über Umwege gekommen. Eigentlich wollte sie Astronomin werden, studierte Physik und schloss mit einem Master in Quantenfeldtheorie ab. Als es ans Doktorieren ging, entschied sie sich, auf Biogeochemie zu wechseln und Klimamodelliererin zu werden. Sie promovierte an der University of East Anglia in Environmental Sciences und entdeckte dabei die faszinierende Welt des Planktons. «Ich durfte im ersten Jahr meiner Doktorarbeit an einem Feldexperiment in Norwegen teilnehmen. Da habe ich das erste Mal durchs Mikroskop Plankton gesehen und realisiert, dass die mikroskopische Welt genau so schön ist wie die makroskopische, die man durch das Teleskop beobachtet», schildert sie ihren Einstieg in die Welt der Meeresökologie. Seither beschäftigt sich Meike Vogt mit der Erforschung des marinen Planktons und den

Ökosystemen der Meere. «Plankton hat viele Aspekte, die mich interessieren. Zum einen sind sie quasi die ältesten Wesen auf unserem Planeten. Einige der Arten, mit denen ich arbeite, sind seit über drei Milliarden Jahren hier und die Natur hatte alle Zeit der Welt, um sie optimal an ihre Umwelt anzupassen. Daraus ist eine enorme Vielfalt mikroskopischer Organismen entstanden. Zum zweiten produziert Plankton rund die Hälfte der Biomasse unseres Planeten. Plankton fixiert ebenso viel Kohlenstoff wie alle Bäume, Sträucher und Gräser der gesamten terrestrischen Biosphäre zusammen. Und drittens interessiert mich als Biogeochemikerin vor allem die Funktion der Planktonorganismen. Planktonsysteme sind an allen natürlichen biogeochemischen Stoffwechselzyklen unseres Planeten beteiligt, vom Kohlenstoff- und Stickstoff- bis zum Schwefel- oder Eisenkreislauf.»

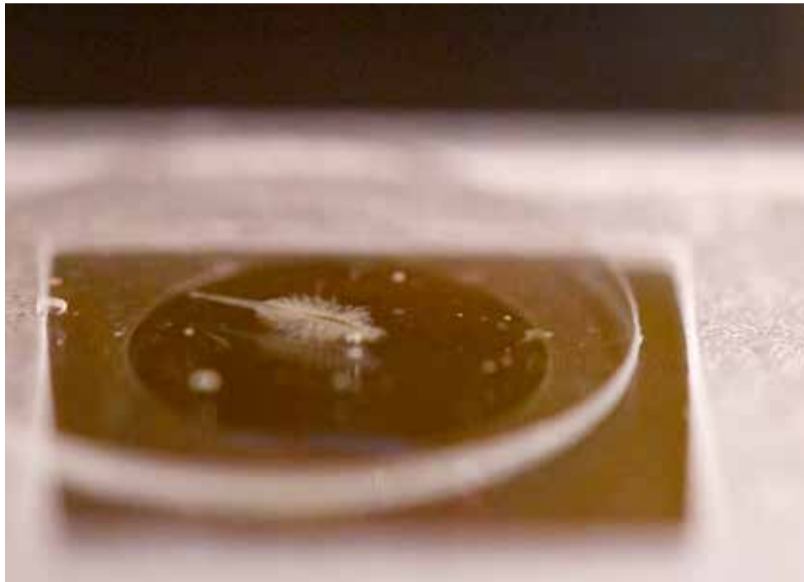
Mit ihrer Forschungsarbeit sucht Meike Vogt Antworten auf grundlegende Fragen: Wie viele Organismen von welchem Typ gibt es in den Ozeanen und welche Funktionen haben sie? Welche tragen am meisten zu den biogeochemischen Kreisläufen bei? Welche sind relevant für die CO₂-Aufnahme der Ozeane? Dabei hat die Forscherin vor allem das Zusammenspiel der vielen unterschiedlichen Organismen in den Planktonnetzwerken

* EMBL = European Molecular Biology Laboratory



Plankton

bezeichnet die Gesamtheit der Organismen, die im Wasser schweben und von der Strömung getrieben werden. Plankton gibt es in allen Lebensformen, von Viren und Bakterien über Pflanzen (Phytoplankton) bis zu Tieren (Zooplankton) und in allen Grössen, von Mikroorganismen bis zu meterlangen Quallen.



und die Funktion wichtiger Planktongruppen in marinen Ökosystemen im Blick. Planktonökosysteme absorbieren CO_2 von der Meeresoberfläche auf folgende Weise: Phytoplanktonarten binden den Kohlenstoff über die Fotosynthese. Tierartige Lebewesen nehmen ihn auf, wenn sie Phytoplankton fressen und verwenden ihn beim Aufbau ihrer Körper und in ihren Stoffwechselprozessen. Ihre Ausscheidungen und nach ihrem Tod auch ihre Kadaver sinken in die Tiefe. So entsteht eine Art biologische Pumpe, die Kohlenstoff von der Meeresoberfläche zum Meeresgrund befördert, wo er sich in Sedimenten ablagert.

Die Suche nach Daten

Neue Ansätze in der Biologie wie das Systemdenken, verbunden mit neuen Messmethoden, Technologien und Verfahren in der Bildgebung und der Metagenomik, haben der Meeresforschung in den letzten Jahrzehnten einen enormen Schub verliehen. Viele der Planktonarten wurden erst kürzlich entdeckt. Ein grosser Teil der genetischen Materie lässt sich noch gar nicht genau beschreiben oder bestimmten Organismen und Funktionen zuordnen. Es entstanden grosse Mengen an Daten, die irgendwo auf der Welt in Meeresstationen, Labors oder in Notizen von Forschenden aufbewahrt wurden.

Als Meike Vogt vor 18 Jahren mit ihrer Planktonforschung begann, musste sie sich erst einmal um die Datengrundlage kümmern. «Ich bin ursprünglich Klimamodelliererin, die in einem Ozeanmodell Plankton biologisch und funktionell richtig beschreiben will. Aber mir wurde während meiner Doktorarbeit rasch klar, dass dazu die Datenbasis fehlte. Damals habe ich zusammen mit meiner Doktormutter begonnen, global Daten zusammenzutragen, die über

die Jahre weltweit erhoben worden waren. Sie bilden die Grundlage, um herauszufinden, welche Planktonorganismen in welcher Konzentration in den Meeren existieren und welche wo mit welchen Arten zusammenleben.»

«Plankton fixiert ebenso viel Kohlenstoff wie die Pflanzen der gesamten terrestrischen Biosphäre zusammen.»

Diese Datensammelarbeit hat Meike Vogt auch nach Abschluss ihrer Dissertation weitergeführt und dazu MAREDAT (MARine Ecosystem DATA), ein weltweites Netzwerk von Forschenden und Institutionen, koordiniert. Gemeinsam mit diesem Team hat sie zwischen 2009 und 2013 frühere und aktuelle Daten von 500'000 marinen Messstationen zusammengetragen, systematisiert, aufbereitet und sie 2013 im ersten Atlas für Meeresplankton publiziert. «Das war eine Wahnsinnsarbeit. MAREDAT ist der wissenschaftliche Beitrag, auf den ich am meisten stolz bin», resümiert die Forscherin.

MAREDAT sollte als Datenbasis dienen, um die Klimamodelle zu verbessern. Es zeigte sich aber rasch, dass sich mit diesen Daten auch die Planktonsysteme sehr viel besser verstehen liessen. Meike Vogt begann, mit Hilfe statistischer Methoden und Machine Learning aus den Daten Muster und Zusammenhänge abzuleiten, die wiederum den Klimamodellierungen zu Gute kommen. Sie nennt dazu ein Beispiel: «Es gibt eine Gruppe von Phytoplankton, die Kalkschalen bilden und dadurch CO_2 binden. Nach dem Absterben dieser Organismen sinken die Schalen in die Tiefe. So

gelangt das CO_2 von der Meeresoberfläche auf den Meeresgrund. Von diesem Phytoplankton existieren etwa 300 Arten. In einem Klimamodell ist es computertechnisch unmöglich, 300 Arten zu berücksichtigen. Wir haben aber herausgefunden, dass sich die 300 Arten in drei Hauptgruppen unterteilen lassen, die in unterschiedlichen Habitaten leben und im Ökosystem unterschiedliche Strategien verfolgen. So können wir der Klimamodellierungs-Community nun empfehlen, diese drei Arten in ihre Modelle aufzunehmen und so die Diversität ausreichend zu repräsentieren.»

Meike Vogt und ihrem Team war klar, dass mit dem ersten Atlas für Meeresplankton das Sammeln von Daten nicht abgeschlossen ist. Ein EU-Projekt bot neue Möglichkeiten. Sieben Jahre nach der Publikation von MAREDAT startete 2020 das Projekt AtlantECO mit dem Ziel, die Rolle der Mikroorganismen in den Ökosystemen des Atlantiks zu verstehen und Grundlagen für eine nachhaltige

Meike Vogt

studierte von 1998 bis 2004 an der Ludwig-Maximilians-Universität München Physik und schloss ihr Masterstudium 2004 am Max-Planck-Institut für Physik ab. Danach begann sie ihr Doktoratsstudium in Biogeochemie am Max-Planck-Institut in Jena, das sie 2005 an der University of East Anglia in Norwich fortsetzte und 2008 mit einer Dissertation zu marinen Ökosystemen und Klima abschloss. Nach ihrem Doktorat wechselte Meike Vogt 2008 an die ETH Zürich, wo sie in der Forschungsgruppe für Umweltphysik am Departement Umweltsystemwissenschaften eine Stelle als Postdoktorandin antrat. Seit 2010 ist sie Senior Researcher und beschäftigt sich mit Klimamodellierung und Meeresökologie. Meike Vogt lebt mit ihrem Partner im Aargau und hat eine Tochter.



Bewirtschaftung des Ozeans zu schaffen. Forschende aus zwölf europäischen Ländern sowie aus Brasilien und Südafrika nehmen daran teil. Meike Vogt ist an diesem Projekt prominent beteiligt. Dank AtlantECO kann sie die Datensammlung MAREDAT aktualisieren und ausbauen. «Bis im Herbst 2022 konnten wir im Rahmen von AtlantECO vierzig Mal so viele Daten sammeln wie zuvor mit MAREDAT und ich hoffe, das geht so weiter.»

Die Magie des Teamworks

Inzwischen ist es 15 Uhr im Konferenzsaal des EMBL in Heidelberg – Zeit für Meike Vogts Präsentation. Die Forschungsarbeit im Projekt BIOcean5D ist auf sieben thematische Schwerpunkte aufgeteilt. Für jeden ist eine Arbeitsgruppe zuständig. Meike Vogt ist Co-Leiterin des Teams, das Daten über die gesamte Vielfalt des Lebens im Meer zu beschaffen und aufzubereiten hat – von Viren über Planktonorganismen bis zu Walen und dies über zeitliche und räumliche Skalen von der vorindustriellen Zeit bis heute. Diese Fülle von Informationen soll allen Forschenden über einen Data Hub zugänglich sein. In ihrer Präsentation vermittelt Meike Vogt dem Plenum einen Überblick über Ziele, Vorgaben und den Zeitplan ihrer Arbeitsgruppe und den Koordinationsbedarf mit den anderen Teams.

Die detaillierte Arbeitsplanung und Abstimmung innerhalb und zwischen den Teams erfolgt dann an den folgenden zwei Tagen des Kick-offs.

Wie komplex das Beschaffen und Aufbereiten der Daten ist, erfahren wir in der Kaffeepause von Meike Vogt und Peer Bork, dem Co-Leiter ihrer Arbeitsgruppe und Gesamtprojektleiter von BIOcean5D. Die Daten liegen je nach Fachgebiet in unterschiedlichsten Formen und Formaten vor. Nun lassen sich digitale Datensätze einer Gensequenzierung aber nicht einfach so mit Aufnahmen akustischer Signale von Meeressäugern verbinden.

«In einem Klimamodell ist es computertechnisch unmöglich, 300 Planktonarten zu repräsentieren.»

Dazu müssen die Daten als Erstes harmonisiert und nach einem einheitlichen Standard digital aufbereitet und geordnet werden. Erst dann lassen sie sich analysieren und sinnvoll miteinander verknüpfen, sodass Zusammenhänge und Muster sichtbar werden. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Arbeit nur ein grosses internationales Team von Forschenden und Fachleuten leisten kann. Dies ist ganz im Sinne Meike Vogts. «Ich bin ein grosser Fan von Open Science. Neues Wissen entsteht heute in einem solchen Tempo, dass es sich einfach nicht mehr lohnt, allein über einem Thema zu brüten. Für mich ist diese Demokratisierung des Zugangs zu Informationen der einzige Weg, um die Masse an neuen Informationen in einer sinnvollen Art und Weise bearbeiten zu können. Deshalb würde ich auch so gerne mit in kooperativen EU-Projekten wie AtlantECO und BIOcean5D.»

EU-Projekte spielen eine Schlüsselrolle in Meike Vogts wissenschaftlicher Karriere. Sie hat bereits als Doktorandin und Postdoktorandin bei EU-Projekten mitgearbeitet. Zurzeit ist sie an drei Forschungsvorhaben beteiligt, die von der EU finanziert werden, und wirkt bei weiteren mit. Welche Schlussfolgerungen zieht sie aus ihren Erfahrungen mit EU-Projekten? «Sie sind enorm spannend, aber administrativ sehr aufwändig. Allein ein Projektantrag umfasst mehrere hundert Seiten. Ich bin daher froh, dass ich mit EU GrantsAccess einen Partner habe, der mir auch bei kurzen Fristen zuverlässig unter die Arme greift. Allein würde ich diese administrativen Vorgaben nicht schaffen. Aber ich möchte diese Projekte keinesfalls missen. Sie sind für mich ein Treiber neuer Kollaborationen und Begegnungen mit Menschen, die ich sonst nie treffen würde.»

An Ende des Tages frage ich Meike Vogt, was sie sich als Wissenschaftlerin für ihre Zukunft wünscht. Ihre Antwort: «Wenn ich dereinst mit dem Schiff irgendwo auf dem Ozean bin, möchte ich einen Eimer über Bord werfen und mir die Zusammensetzung des Planktons ansehen. Dann möchte ich sagen können: Diese und jene Arten, die ich da sehe, sind zentral für dieses Ökosystem. Wenn sie ihre Funktionen in ihrem Umfeld nicht mehr erfüllen können oder abwandern, zum Beispiel wegen des Klimawandels, wird sich dieses Ökosystem drastisch verändern.»

● Rolf Probal

English version and video clip:
science-stories.ch

Horizon-Europe-Projekt

BIOcean5D: Marine Biodiversity Assessment and Prediction Across Spatial, Temporal and Human Scales

Projektart: Kollaboratives Projekt mit 26 Partnern

Laufzeit: 1. Dezember 2022 - 30. November 2026 (48 Monate)

Beitrag für die ETH Zürich: 1'300'706 CHF (SBFI-finanziert)

www.biocean5d.org



Wo Medizin allein nicht weiterhilft

Was geschieht, wenn ein Kind mit einer Variation der biologischen Geschlechtsmerkmale zur Welt kommt? Und wie sieht die Betreuung dieser Menschen über die Jahre aus? Ein Gespräch mit dem Kinderarzt und Bioethiker Jürg Streuli und seinem Doktoranden Martin Gramc über Intersex und das «European Training Network» INIA.

Herr Streuli, Sie sind spezialisiert auf komplexe medizinische Zustände, unter anderem Intersex. Können Sie diese Begriffe für uns einordnen?

Jürg Streuli: Bei einer komplexen, chronischen Situation wird ein Kind und seine Familie über eine längere Zeit von mehreren Fachpersonen mit verschiedenen, meist schwierig zu gewichtenden Therapieoptionen konfrontiert – und dabei werden die Übergänge zwischen Medizin und sozialen Fragestellungen oft holprig. Für die Familien beginnt dann oft ein Leben in zwei Welten mit unterschiedlichen Sprachen und Themen, der Welt der Medizin und jener des sozialen Umfelds. Gut gemeinte Tipps, falsche Zurückhaltung, Voreingenommenheit bis zu offenem Unverständnis stellen die Familie dann oft vor schwierige Aufgaben, bei denen sie Unterstützung brauchen können. Bei angeborenen Variationen der körperlichen Geschlechtsmerkmale (VdG), umgangssprachlich auch Intergeschlechtlichkeit oder Intersex oder im Medizinjargon DSD für Disorder/Differences of Sex Development genannt, ist das Verhältnis zwischen der medizinischen und sozialen Welt besonders komplex und oft auch problematisch.

Was geschieht, wenn ein Kind mit einem intersexuellen Merkmal geboren wird?

VdG ist per se keine Krankheit, sondern eine Variation, die bei gewissen Formen tatsächlich lebensbedrohliche Folgen haben kann, bei anderen nicht. Wenn also ein Kind geboren wird, ist es in erster Linie wichtig, lebensbedrohliche Aspekte wie den Salzverlust bei einem adrenogenitalen Syndrom, kurz AGS, möglichst schnell zu erkennen oder auszuschliessen, ohne den Eltern das Gefühl zu geben, dass mit ihrem Kind grundsätzlich etwas nicht stimmt.

Haben alle Personen mit VdG ein AGS?

Nein, AGS kommt bei etwa 1 von 12'000 Geburten vor, VdGs sind aber etwa doppelt so häufig.

Sind VdGs immer sofort erkennbar?

Nein. VdG ist ein Sammelbegriff für ganz viele Besonderheiten in unserer Genetik, unseren Hormonen, unseren Keimdrüsen und der Anatomie

unseres äusserlichen Genitals. Und wenn man im Genom nach Besonderheiten sucht, findet man diese bei allen Menschen. VdG sind also nicht per se abnormal, sondern wohl ein fester Teil unserer Evolution. Ob eine Variation auch einen Krankheitswert hat, ist meist gar nicht klar. Da stellt sich dann die Frage, was die Medizin Gutes bewirken kann.

Was ist das Schwierigste an der Arbeit mit Kindern, die mit einer VdG geboren werden?

Kompliziert wird es, wenn das Geschlecht des Kindes nicht klar ist und der Satz «es ist ein Mädchen» oder «es ist ein Junge» bei der Geburt nicht eindeutig ausfällt. Es braucht dann vor allem eines: Professionalität mit Ruhe, Empathie und Raum für das Bonding, also die Förderung einer liebevollen Bindung zwischen Eltern und Kind. Man darf den Eltern von Herzen zur Geburt ihres Kindes gratulieren. Das Personal muss dazu aber entsprechend geschult sein, um nicht selbst schockiert vor dem Genitale des Kindes zu stehen oder gleich zu sagen: «Keine Angst, das kann man operieren.» Tatsächlich kann bei

Horizon-2020-Projekt

INIA: Intersex – New Interdisciplinary Approaches

Projektart: Marie Skłodowska-Curie European Training Networks

Laufzeit: 1. März 2020 - 31. August 2024 (54 Monate)

Beitrag für die Universität Zürich: 562'553 €

www.intersexnew.co.uk

Jürg Streuli

ist seit 2015 Oberassistent am Institut für Biomedizinische Ethik der Universität Zürich sowie Oberarzt am Kinderspital Zürich und seit 2019 leitender Arzt am Ostschweizer Kinderspital in St. Gallen. Er hat in Zürich Medizin studiert und sich auf Medizinethik und Palliative Care im Kindes- und Jugendalter spezialisiert. Jürg Streuli ist verheiratet, Vater von zwei Kindern und wohnt in Uznach.

Martin Gramc

ist LGBTIQ+-Aktivist, Forscher und Autor aus Slowenien. Sein Studium in Geschlechterforschung an der Universität Ljubljana schloss er 2018 mit dem Masterdiplom ab und war dann am Friedensinstitut in Ljubljana sowie in verschiedenen LGBTIQ+-Organisationen und -Kampagnen in seiner Heimat, in Kroatien und in Deutschland (Berlin) tätig. Seit Januar 2021 arbeitet er als Doktorand an der Universität Zürich.



gewissen Formen eine Operation ein Teil des optimalen Weges sein, aber VdG ist nicht etwas, das man «wegoperieren» kann. Es ist ein Prozess durch die Kindheit ins Erwachsenenalter, den die Eltern und das Kind nicht allein gehen müssen. Was es an Unterstützung für diese Familien und ihr Umfeld braucht, ist eine der zentralen Fragen unseres INIA-Forschungsprojektes.

Sie betreuen zwei Doktorierende im «European Training Network» INIA zu neuen, interdisziplinären Ansätzen bei der Betreuung von Personen mit VdG. Was erwarten Sie von dieser Studie?

Ich bin ein Fan von Action Research – und das ist auch, was wir uns erhoffen: dass nur schon durch die Befragung eines Teams positive Veränderungen im Team selbst angestoßen werden. Und auch, dass Fachpersonen merken, dass es Peer Support Groups braucht, und diese wiederum merken, dass sie erwünscht sind. Es ist eine Aufgabe von uns als Gesellschaft, diese Kinder willkommen zu heissen und die Eltern zu befähigen, ihren Weg zu finden. Ein grosses Thema, zu dem wir mehrere Forschungsprojekte haben, ist hier die partizipative Entscheidungsfindung, das sogenannte Shared-Decision-Making, welches die Eltern und ihr Kind auf dem gemeinsamen Weg unterstützt.

Martin Gramc, Ziel des Training Networks ist es, den Personen mit VdG ein selbstbestimmtes Leben ohne chirurgische Eingriffe zu ermöglichen. Wie oft wird noch operiert?

Martin Gramc: In Deutschland zeigt sich, dass die Einführung des dritten Geschlechts und die

Möglichkeit der Geschlechtsumwandlung von den Eltern nicht wirklich angenommen wird: Es gibt nicht weniger, sondern sogar mehr Operationen an Kindern mit VdG als vorher.

Warum nehmen chirurgische Eingriffe zu?

Das hängt sehr stark vom Land und von der Klinik ab. Nicht jedes Land hat genug Ressourcen, um Teams zu haben, die sich mit VdG beschäftigen, und nicht alle Teams sind gleich fortschrittlich. Aber es hängt auch davon ab, welche Art von VdG vorliegt. Wenn es sich in erster Linie um ein hormonelles Ungleichgewicht handelt, wird dies in der Regel mit Hormontherapie behandelt. Wenn es sich aber eher um eine genitale Abweichung handelt und das Team in erster Linie von einem Urologen geleitet wird, dann ist der Druck für eine Operation bei Ärzten und Eltern grösser. Denn die Eltern haben Angst, dass das Kind nicht in eine der Schubladen passt. Wenn es in einer Umkleidekabine ist oder auf der Strasse spielt, könnten andere den Unterschied sehen und Angst bekommen. Sie wollen also nicht, dass das Kind ausgeschlossen wird und drängen dann oft auf eine Operation.

Es ist also ein gesellschaftliches Problem?

Ja, unsere Gesellschaft ist nicht offener geworden für unsere körperlichen Unterschiede und für unsere Vorstellungen davon, was ein Mann oder eine Frau ist. Obwohl es in den Städten eine explosionsartige Zunahme der Körperfreundlichkeit und des Respekts für sexuelle und geschlechtliche Minderheiten gibt, drängt man auf der anderen Seite auf noch traditionellere männliche oder weibliche Rollen und Körper.

Ist die Operation das Hauptproblem?

Nein, ebenso wichtig ist es, wie man einer Person mit VdG sagen kann, dass sie diese bestimmte Variante hat. In vielen Fällen ist weder eine Operation noch irgendeine andere medizinische Behandlung notwendig. Aber für diese Menschen ist es wichtig, dass sie es wissen, wenn sie zum Beispiel einen anderen Arzt aufsuchen, damit sie die Behandlung bekommen, die sie brauchen. Oft haben Eltern Angst, ihren Kindern von ihrer Variation zu erzählen, weil sie glauben, dass dies etwas Schändliches ist. Daher müssen die Teams die Eltern dazu drängen und sie als Erziehungsberechtigte davon überzeugen, dass sie nicht nur gesetzlich, sondern auch aufgrund der medizinischen Praxis dazu verpflichtet sind, die Kinder über ihre Variation zu informieren.

Was ist der Schwerpunkt Ihres Teils der Studie?

Ich konzentriere mich auf medizinische Teams und verschiedene Selbsthilfegruppen, die an der gemeinsamen Entscheidungsfindung beteiligt sein können oder auch nicht. Ich untersuche also, was passiert, wenn ein Kind mit VdG geboren wird, wie diese medizinischen Fachleute zusammenkommen und entscheiden, wie sie Informationen über VdG-Kinder an ihre Eltern weitergeben, den Eltern erklären, was es bedeutet, ein solches Kind zu haben, aber auch diese medizinischen Teams mit einzubeziehen.

Sie wollen mit Ihrer Studie die ideale Zusammensetzung des Betreuungsteams finden. Sind Sie schon so weit?

Ja. Es sollte medizinische Fachkräfte, psychosoziale Betreuer sowie Peer-Selbsthilfegruppen für Eltern



und Peer-Selbsthilfegruppen für Menschen mit VdG umfassen. Diese beiden Gruppen sind in der Regel nicht in den medizinischen Teams vertreten.

Warum sind Peer-Support-Gruppen so wichtig?

Weil es Menschen sind, die dieses Leben und die medizinischen Behandlungen erlebt haben. Und man braucht jemanden, der die Erfahrung hat, ein VdG-Kind zu haben oder – was noch wichtiger ist – ein Leben mit VdG zu führen.

Wie findet man solche Gleichgesinnten?

Das hängt von dem jeweiligen Land ab. In einigen Ländern gibt es Selbsthilfegruppen, die schon seit drei Jahrzehnten bestehen. In den grossen Städten der USA zum Beispiel, in Deutschland und im Vereinigten Königreich gibt es entsprechende Vereine. Aber in Slowenien, wo ich herkomme, und sogar in Schweden gibt es kaum VdG-Selbsthilfegruppen.

Wo steht die Schweiz?

Die Schweiz ist eine Vorreiterin, was ethische Empfehlungen für die Behandlung von Menschen mit VdG angeht – diese sind sogar noch progressiver als die deutschen. Der Schweizer Ethikbeirat hat diese Standards 2012 veröffentlicht. Dies führte zu einer positiven Veränderung der politischen Debatte in anderen Ländern, die folgten, wie etwa in Belgien. In Deutschland hat man das Gesetz geändert. Aber auch Länder wie Argentinien und Kolumbien waren in diesem Bereich sehr fortschrittlich, indem sie zeigten, dass diese medizinischen Behandlungen zum Wohle des Kindes durchgeführt werden und dass sie die Autonomie

respektieren sollten. Nicht alles, was fortschrittlich ist, wird also im globalen Norden gemacht.

Was sind bis jetzt die wichtigsten Erkenntnisse in Ihrer Arbeit?

Erstens, dass die psychosoziale Betreuung noch nicht so weit entwickelt ist, wie sie sollte: Meine Forschung und andere Untersuchungen zeigen, dass diese Unterstützung immer noch eine untergeordnete Rolle spielt. Psychologen und Psychiater sehen sehr selten ein Kind mit VdG und seine Familie ohne die Anwesenheit eines Arztes.

Und zweitens?

Die Überleitung der Versorgung vom Kindes- ins Erwachsenenalter findet sehr selten statt. Erwachsene Menschen mit VdG haben Schwierigkeiten, eine angemessene medizinische Versorgung zu finden. Die Behandlung solcher Menschen ist sehr stark auf die Pädiatrie konzentriert. Dies ist wahrscheinlich das wichtigste Ergebnis meiner Studie, das hoffentlich auch eine Veränderung für Menschen mit VdG bewirken wird. Eines der Ziele dieses Projekts ist es, ethische Empfehlungen für die medizinische Behandlung dieser Menschen zu verfassen, und das wird ein Teil davon sein.

Und wo liegen die grössten Hürden bei der Implementierung dieser Studienresultate?

Jürg Streuli: Wir dürfen nicht aufgeben. Es braucht Zeit. Die Veränderung ist ein Prozess, der auch fehlschlagen kann, wenn man nicht weiter aufeinander zugeht und sich zu früh voneinander verabschiedet. Es kann sein, dass Aktivisten irgendwann die Geduld verlieren – verständlicherweise,

denn die Medizin und die Gesellschaft sind in ihren Veränderungen enorm zäh. Der Bundesrat hat jetzt entschieden, dass er kein drittes Geschlecht will. Die Begründung, dass die Gesellschaft noch nicht bereit ist, klingt zwar verständlich, ist aber zu pauschal. Wir haben eine Konsenskultur und dafür brauchen wir auch eine Entwicklung.

Sie sind für ein drittes Geschlecht?

Ich bin für Schritte, die unnötige Hürden abbauen. Beispielsweise bräuchte es das Geschlecht meiner Meinung nach nicht im Pass. In der ID ist es auch nicht.

Wird die Behandlung von Erwachsenen das Folgeprojekt von INIA?

Wir versuchen seit vielen Jahren, eine gute Transition aufzubauen – es ist aber sehr schwierig. Es mangelt an ganzheitlichen Ansätzen. Aber es gibt viel Grund zur Hoffnung und bereits Folgeprojekte, die auf unseren Erkenntnissen aus INIA aufbauen können: In einem Citizen-Science-Projekt der Universität Zürich versuchen wir beispielsweise, die transprofessionelle Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit allen Beteiligten mit einer Dachorganisation in der Schweiz fest zu verankern. Es sind meist kleine, aber beständige Schritte mit einem anhaltenden Lernprozess, der uns weiterbringt. Gerade auch von den Peer Support Groups, den Familien, aber auch den heranwachsenden Kindern können wir noch viel lernen.

● **Gabrielle Attinger**

English version and video clip:
science-stories.ch



Die Kraft der Daten und wie sich Forschung auf die Politik auswirkt

Wie können Finanzkrisen verhindert werden? Welche Politik und welche Strategien braucht es für den optimalen Umgang mit Finanzinstituten und auch Finanzkrisen? Der Professor für Bankwesen Steven Ongena erforscht diese globalen Fragen – auch mit Unterstützung des ERC. Ein Blick in ein komplexes, aber auch sehr praxisnahes Fachgebiet.

Das Büro gleicht einem Gewächshaus. Der grosse, auf einer Seite mit raumhohem Fenster versehene Raum beherbergt an die 30 Pflanzentöpfe in allen Grössen. Sie umranden den Schreibtisch, reihen sich neben dem Büchergestell auf, zieren den Kaffeetisch – und alle Pflanzen sind in bestem Zustand. Auf das Grün angesprochen, lacht der Professor und verweist auf eine einstige Mitarbeiterin, die noch viel mehr Pflanzen gehegt hätte in ihrem Büro.

Das Institut für Banking und Finance der Universität Zürich befindet sich in einem lichtdurchfluteten, luftigen Neubau. Eine grosse Lounge mit Teeküche, einem verglasten Sitzungszimmer und einer Sitzecke mit Fauteuils verbindet die Einzelbüros, deren Türen fast durchwegs offenstehen. Es herrscht eine freundliche, ja familiäre Atmosphäre in einem eingespielten Team.

Steven Ongena und seine Mitarbeitenden erforschen insbesondere drei Phänomene der

Finanzwelt: die Finanzinnovationen der Finanzinstitute, speziell die Verbriefung von Bankkrediten und die Ausgabe von Minibonds, die weit verbreitete Risikobereitschaft der Finanzinstitute und die Informationsasymmetrien, mit denen sie bei der Vergabe von Hypothekarkrediten konfrontiert sind sowie der hohe Verschuldungsgrad der Finanzinstitute und die entsprechend niedrigen Eigenkapitalquoten.

«Die Verbindung zur realen Welt ist recht eng.»

Ziel ist es, die Auswirkungen jedes einzelnen Faktors auf das Kreditwachstum zu untersuchen und dann entsprechende Empfehlungen für die Politik zu formulieren, wie die Auswirkungen künftiger Finanzkrisen gemildert werden könnten. Oder wie

es Steven Ongena formuliert: «Wir analysieren Faktoren, sammeln Beweise und veröffentlichen unsere Ergebnisse, um den Wissenstransfer zu ermöglichen, zu informieren, aufzuklären und Entscheidungsträger bei ihrer Arbeit zu unterstützen.»

Innovation ist Risiko

Ist einer der Bereiche wichtiger als der andere? Der Bankenexperte verneint. All diese Elemente seien wichtig, doch Innovation sei immer gefährlich: «Wenn es sich um ein normales Geschäft handelt, sollte man meinen, dass alle beteiligten Akteure in der Lage sind, die Risiken zu überblicken, und dass auch die Aufsichtsbehörden selbst in der Lage sind, das eingegangene Risiko abzuschätzen. Aber wenn es sich um Finanzinnovationen handelt, gibt es dieses zusätzliche Risiko.»

Branchenfremde lernen: Innovation ist nicht a priori etwas Positives. Steven Ongena vergleicht die





Finanzbranche in diesem Zusammenhang mit der pharmazeutischen Industrie. Auch da gäbe es bei der Produktion ein Risiko und ein ganzes Verfahren. «Bis zu einem gewissen Grad haben sich die Finanzaufsichtsbehörden von den Verfahren anderer Länder inspirieren lassen, in denen pharmazeutische Entwicklungen und Innovationen sehr sorgfältig geprüft werden. Sie müssen eine Zertifizierung beantragen», erklärt er. Im Finanzbereich hätten die Aufsichtsbehörden oft darüber nachgedacht, ebensolche Verfahren einzuführen.

Über die Bankkredite möchten wir als Bankkunden und -kundinnen doch etwas mehr wissen. Der Professor erläutert den Bereich anhand der Geschichte der Minibonds: Während der Finanzkrise bekamen vor allem in Europa kleinere Unternehmen keinen Zugang mehr zu Bankkrediten. Grund dafür war, dass der Bankensektor unter Stress stand.

«Wenn es sich um Finanzinnovationen handelt, gibt es zusätzliches Risiko.»

Da entstand die Idee eines so genannten Ersatzreifens im Finanzsystem, durch den mittelständische Unternehmen Zugang zu anderen Bereichen des Finanzsektors, insbesondere zum Anleihemarkt, erhalten könnten. Der Ersatzreifen waren die Mini-Anleihen. Um sie zu kreieren, wurden einige der Anforderungen für die Ausgabe von Anleihen gesenkt und so den mittelständischen Unternehmen in Italien, Deutschland und anderen Ländern der Zugang zu diesem Mini-Bond-Markt ermöglicht – mit grossem Erfolg.

Milliarden von Daten

Steven Ongena und sein Team erforschen die Bankenwelt empirisch anhand von verschiedenen Datenbanken. Eine der wichtigsten ist AnaCredit der Europäischen Zentralbank. Der Name steht für Analytical Credit Datasets. Sie wurde 2011 kreiert und enthält alle Kredite aus 15 Ländern, die von allen Institutionen an alle Unternehmen vergeben werden.

Daten auf Mikroebene enthält die Datenbank der EMIR (European Market Infrastructure Regulation). Darin werden alle Transaktionen zwischen den grössten Institutionen gesammelt, insgesamt Milliarden von Informationen. Auch sie wurde aufgrund der letzten Finanzkrise geschaffen. «Aus systemischer Sicht war man der Meinung, dass diese Datenbanken hilfreich sein könnten. Jetzt bemühen sich Dutzende von Menschen um diese Daten und versuchen, sie zu organisieren», erklärt der Forscher. Eine weitere Datenquelle ist das European Data Warehouse, wo alle Wertpapiere dokumentiert sind mitsamt ihren zugrunde liegenden Krediten. «Mit den Informationen zu den einzelnen Krediten kann man gute Wertpapiere erstellen, die dann an Investoren verkauft werden können. Diese Verbriefung ist also eine weitere Möglichkeit, die Finanzierungsmöglichkeiten für Finanzinstitute, für Banken, zu erweitern», so Steven Ongena.

Die Banken können die Transaktionsregister nutzen, um zu sehen, ob ein Kunde oder eine Kundin eine oder mehrere ausstehende Leistungen für andere Kredite hat und wie hoch diese sind. Die Forschenden können Zugang zu den Datenbanken beantragen. «Man verbringt viel Zeit mit

der Beantragung, aber wenn man einmal einen Vertrag hat, muss man ihn nicht mehr jedes Mal neu einreichen», erläutert der Wissenschaftler. Es komme aber auch ein bisschen auf das Projekt an: «Gerade wenn es um Haushalte geht, sind die Anforderungen zu Recht sehr hoch. Dann muss man gezielt einen Vertrag für einen bestimmten Zugang abschliessen.»

Kontinuierliche Arbeit

Insgesamt arbeitet Ongenas Team mit über einem Dutzend solcher Datenbanken, je nach Forschungsthema mit einer oder mehrerer. Und es gibt deren viele – unabhängig vom finanziellen Beitrag des ERC. Natürlich sei diese Auszeichnung ein Moment, in dem man Geld und Wertschätzung bekomme, erklärt der langjährige

Steven Ongena

ist seit 2013 Professor für Bankwesen am Institut für Banking und Finance der Universität Zürich, Seniorprofessor am Swiss Finance Institute, Forschungsprofessor an der KU Leuven, Forschungsprofessor an der Norwegian University of Science and Technology NTNU Business School und Research Fellow in Financial Economics des Centre for Economic Policy Research CEPR in London. Ausserdem ist er Forschungsprofessor bei der Deutschen Bundesbank und regelmässiger Forschungsgast bei der Europäischen Zentralbank. Er stammt aus Belgien und studierte 1988 an der University von Alberta in Edmonton, Kanada, doktorierte bis 1995 an der University of Oregon, USA, und war an der CentER-Tilburg University in Holland und der BI Norwegian Business School tätig, bevor er nach Zürich berufen wurde.



1 / Emilia Garcia-Appendini
2 / Olga Briukhova
3 / Mrinal Mishra
4 / Gazi Kabas



/ 2



/ 3



/ 4

Teamleiter dazu. Aber abgesehen davon gebe es eine fortlaufende Forschungsagenda und jedes der einzelnen Projekte werde durch spezifische Fragen, durch die Verfügbarkeit bestimmter Daten ausgelöst. «In dem Bereich, in dem ich arbeite, ist es nicht so, dass wir sagen, jetzt bekommen wir Geld und jetzt fangen wir ein Projekt an. Es ist ein kontinuierlicher Prozess und ich mache das schon seit vielen Jahrzehnten», erklärt er. Und er vergleicht sein Gebiet einmal mehr mit der Pharmazie: «Empirisches Banking sind viele verschiedene Projekte, natürlich sind alle miteinander verbunden und auf eine bestimmte Bewertung ausgerichtet. Aber es ist nicht so, dass man sagt: 'Jetzt werden wir ein neues Medikament entdecken', so funktioniert das nicht.»

Eine Gemeinsamkeit gibt es aber doch mit der pharmazeutischen Industrie: «Die Verbindung zur realen Welt ist recht eng», meint Ongena, «wie da, wo die Leute direkt an der Entwicklung von Medikamenten forschen.» Denn neben der akademischen Gemeinschaft gibt es ein grosses Publikum von politischen Entscheidungsträgern, welche die Forschungsergebnisse ebenfalls lesen und weiterverbreiten. Er sei manchmal fast überwältigt von der Masse der Reaktionen, die

seine Forschungsergebnisse in der politischen Gemeinschaft auslösen, meint der Professor. Man setze sich ständig damit auseinander, und das aus gutem Grund: «Die Leute müssen wissen, was die Konsequenzen sind, wenn sie über eine Politik nachdenken.»

Viele verschiedene Forschungsprojekte

Für die Mitarbeitenden führte der ERC-Beitrag indes zu einem Karrieresprung. Emilia Garcia-Appendini etwa, bislang Senior Researcher, organisierte ein Seminar, wodurch sich das Netzwerk aller Beteiligten vergrösserte, und sie lernte dadurch die Norwegische Zentralbank kennen, die sich für ihre Forschung interessierte und sie nun einstellte. Sie forscht vor allem über Unternehmensfinanzierung, also wie Unternehmen auf finanzielle Notlagen reagieren, die Rolle der Kultur bei Kreditentscheidungen sowie über Klima und Finanzen.

Der ehemalige Doktorand Gazi Kabas beschäftigt sich mit Haushaltsfinanzen und Bankwesen und den Wechselwirkungen zwischen diesen Bereichen. Er ist jetzt Assistenzprofessor in Tilburg, Holland. Olga Briukhova wurde der letzte Teil ihrer Doktoratsarbeit durch den ERC-Beitrag finanziert. Sie untersuchte die Auswirkungen der Eigenkapitalanforderungen für Banken auf die Kreditvergabe in Deutschland. Ihre Karriere wird sie in der Privatwirtschaft in einer Beratungsfirma hier in Zürich fortsetzen. «Der ERC hat mir geholfen, meine Doktorarbeit abzuschliessen», erklärt sie.

Und auch die Doktoratsarbeit von Mrinal Mishra wurde grösstenteils durch die Unterstützung des ERC finanziert. Er befasste sich mit dem Zugang zu Krediten in Entwicklungsländern und

schwierigen Umständen wie in einem politischen Konflikt. Jetzt wechselt er als Postdoktorand bald an die University of Melbourne. Er forscht über die Auswirkungen von Narrativen in sozialen Medien auf das Unternehmertum.

Der Professor selber nennt als laufende Arbeit Untersuchungen über nachhaltiges Bankwesen, also über Klima- und physische Risiken, über die Kreditvergabe der Banken als Folge von klimapolitischen Entscheidungen. Enger könnte die Verbindung zur realen Welt nicht sein.

● **Gabrielle Attinger**

Horizon-2020-Projekt

Lending: Drivers of Growth in Bank Lending and Financial Crises
Projektart: ERC Advanced Grant
Laufzeit: 1. September 2017 - 31. August 2022 (60 Monate)
Beitrag für die Universität Zürich: 2'103'440 €

English version and video clip:
science-stories.ch

WIDENING - DER VIERTE PFAD

Wer für seine Forschung Geld aus dem Programm Horizon Europe möchte, bewirbt sich normalerweise um einen ERC Grant bzw. um ein Marie Skłodowska-Curie Fellowship, reicht mit Forschungspartnern ein kooperatives Projekt ein oder beantragt Mittel für einen Beitrag zur Stärkung der Innovationsfähigkeit Europas. Doch Horizon Europe bietet neben diesen drei klassischen Wegen einen vierten Pfad zu Forschungsgeldern – das Teilprogramm Widening*. Was es damit auf sich hat und warum Widening für Forschende eine attraktive Option ist, erläutern Sofia Karakostas und Sia Gosheva-Oney von EU GrantsAccess im Gespräch mit Rolf Probala.

«Beteiligung erweitern und den Europäischen Forschungsraum stärken», lautet die volle deutsche Bezeichnung des Teilprogramms Widening. Worum geht es?

Sofia Karakostas (S.K.), Co-Head EU GrantsAccess /

In der wissenschaftlichen Exzellenz klafft zwischen den reichen EU-Ländern im Westen und den 13 Staaten, die der Europäischen Union nach 2004 beigetreten sind, eine grosse Lücke. Widening hat zum Ziel, diese Lücke zu schliessen und Exzellenz in Forschung und Innovation in allen EU-Staaten gleichermassen sicherzustellen. Mit dem Teilprogramm will die EU dafür sorgen, dass die sogenannten Widening-Länder** eigene wissenschaftliche Exzellenz aufbauen können, so den Anschluss an Westeuropa finden und sich dann auch aktiver an den Angeboten von Horizon Europe beteiligen.

Sia Gosheva-Oney (S.G.), Research Advisor EU GrantsAccess /

Es ist ja nicht so, dass diese Länder weniger begabte Forscherinnen und Forscher hätten. Was ihnen fehlt, sind die Infrastruktur und die Institutionen und damit verbunden die Netzwerke und das Knowhow, die Exzellenz ermöglichen. Die Widening-Länder haben nicht dieselben finanziellen Mittel, die sie in Forschung und Bildung investieren können, wie die reichen Länder Westeuropas. Das Ergebnis ist ein Braindrain. Begabte Forschende suchen und finden ihr Glück in Westeuropa, Grossbritannien oder den USA. Von Widening verspricht sich die EU ein Braingain sowohl für die Widening-Länder selbst wie auch für die Staaten der Europäischen Union generell.

Und wie soll das gehen?

S.G. / Das Widening-Programm bietet eine breite Palette von Formaten, die programmatische Titel tragen wie Twinning, Teaming for Excellence, Excellence Hubs, ERA Chairs oder Hop-on facility. Twinning richtet sich vor allem an öffentliche Verwaltungen und gemeinnützige Organisationen. Deren Expertinnen und Experten sollen durch Austauschaufenthalte auf dasselbe professionelle Niveau gebracht werden, auf dem sich ihre Kolleginnen und Kollegen im Westen befinden, um dann ebenso wirkungsvoll EU-Projekte einwerben zu können. Teaming for Excellence fördert die Gründung neuer Exzellenzzentren in Widening-Ländern oder die Modernisierung bestehender Zentren mit Unterstützung führender europäischer Partnerinstitutionen. Excellence Hubs hilft, Innovationsökosysteme in Widening-Ländern und darüber hinaus zu unterstützen und die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Regierungen zu stärken. ERA Chairs ermöglicht Forschenden, die nach einem Auslandsaufenthalt ihre wissenschaftliche Karriere an einer Institution eines Widening-Landes weiterführen möchten, gemeinsam mit dieser Institution ein Projekt einzureichen mit dem Ziel, eine nachhaltige Forschungsgruppe aufzubauen. Und Hop-on facility eröffnet Forschenden die Chance, nachträglich bei einem bereits laufenden kooperativen Forschungsprojekt einzusteigen, wenn sie dem Projekt einen Mehrwert bringen.

S.K. / Was dieses Widening-Teilprogramm so attraktiv macht, ist der bottom-up-Ansatz. Es gibt, im Unterschied zu den kooperativen Projekten von Horizon Europe, keine thematischen Vorgaben. Wer eine Superidee für ein Forschungsprojekt hat, kann diese im Rahmen der Formate, die Sia gerade skizziert hat, einreichen.



Sia Gosheva-Oney und Sofia Karakostas

Heisst das, alle Forschenden in der Schweiz können Projekte einreichen?

S.K. / Grundsätzlich ja, wenn eine Verbindung zu einem Widening-Land besteht. Und da öffnet sich ein weites Feld von Möglichkeiten – insbesondere für junge Forschende, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben und vor dem nächsten Karriereschritt stehen. Die vielen Postdoktorandinnen und -doktoranden an der ETH Zürich und der Universität Zürich kommen aus den unterschiedlichsten Ländern. Nur ein kleiner Teil wird nach ihrem Postdoktorat hier eine Stelle finden und die Konkurrenz um Assistenzprofessuren an den renommierten Hochschulen Europas und der USA ist enorm. Eine Karriere an einer Hochschule oder einer Forschungsinstitution eines Widening-Landes bietet mit Blick auf die Unterstützung durch die EU eine attraktive Alternative. Ich denke dabei auch an junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Widening-Staaten, die gerne in ihre Heimatländer zurückkehren würden, wenn sie dort eine akademische Karriere machen und mit ihrem Knowhow etwas Neues, Exzellentes aufbauen können.

S.G. / Das Widening-Teilprogramm ist aber auch für etablierte Forschende, die neue Kooperationspartner suchen, interessant. Möglicherweise finden sie diese in Institutionen von Widening-Ländern, wodurch sich ihnen dank dem Teilprogramm neue Finanzierungsmöglichkeiten eröffnen und sie überdies ihr Netzwerk ausbauen können. Dass sie damit zur Erweiterung der wissenschaftlichen Exzellenz in Europa beitragen, ist ein schöner Zusatzeffekt.

Was muss jemand unternehmen, der beim Widening-Teilprogramm ein Projekt einreichen will?

S.K. / Sich so rasch als möglich bei uns melden (About us – EU GrantsAccess | ETH Zurich). Die ersten Calls werden demnächst lanciert und weitere werden folgen. Wir beraten und unterstützen Sie gerne!

● Interview Rolf Probala

grants@sl.ethz.ch | grantsaccess@research.uzh.ch

* «Widening Participation and Strengthening the European Research Area»

** Widening-Länder: Bulgarien, Estland, Lettland, Litauen, Kroatien, Malta, Polen, Rumänien, Slowenien, Slowakei, Tschechische Republik, Ungarn und Zypern sowie Griechenland und Portugal.



eu grants access

EU GrantsAccess
International Research
Programmes

ETH Zurich
University of Zurich
Seilergraben 53
8001 Zurich
Switzerland

+41 44 634 53 50
grants@sl.ethz.ch
www.grantsaccess.ch

Herausgeberin	EU GrantsAccess
Redaktion	Sofia Karakostas Regina Notz Rolf Probala Gabrielle Attinger
Lektorat & Übersetzung	Franziska Gelzer
Bilder	Pascal Halder www.naturPHotos.ch
Design	speckdrum www.speckdrum.ch
Auflage	2'000

ETH zürich



Universität
Zürich ^{UZH}

